Claire Bidwell Smith

Ich ohne euch

mosaik

Claire Bidwell Smith

Ich ohne euch

Wie ich meine Eltern verlor
und mich selbst fand

Aus dem Amerikanischen
von Dietlind Falk

mosaik

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496
FSC
www.fsc.org

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Munken Premium Cream
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

1. Auflage
Deutsche Erstausgabe April 2015
© 2015 Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
© 2012 der Originalausgabe Claire Bidwell Smith
All rights reserved.
Originaltitel: The Rules of Inheritance
Originalverlag: Hudson Street Press, a member of Penguin Group (USA) LLC,
a Penguin Random House Company
Umschlaggestaltung: zeichenpool
Umschlagmotiv: plainpicture/Johner
Redaktion: Dagmar Rosenberger
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
KW • Herstellung: IH
ISBN 978-3-442-39268-1
www.mosaik-verlag.de

Für meine Mutter und meinen Vater.
Für alles, was sie mir vererbt haben,
spüre ich nichts als Dankbarkeit.

Inhalt

Teil eins
Verdrängung
9

Teil zwei
Zorn
113

Teil drei
Verhandeln
191

Teil vier
Depression
249

Teil fünf
Akzeptanz
313

Teil eins

❖

Verdrängung

»Der Verdrängung wohnt eine gewisse Würde inne. Durch sie lässt die Natur nur so viel an uns herankommen, wie wir ertragen können.«

Elisabeth Kübler-Ross

1996, ich bin achtzehn

Die Stimme meines Vaters tönt blechern aus dem Hörer. Ich stehe in einer Telefonkabine am Fuß der Treppe im Howland-Studentenwohnheim. Ich bin im ersten Jahr am College.

Claire, sagt er, deine Mutter ist wieder im Krankenhaus.

Heute ist Dienstag. Vor zwei Tagen war meine Mutter noch hier, zum offiziellen Elternbesuchswochenende, und sofort bin ich alarmiert, dass sie wieder im Krankenhaus ist.

Claire, hörst du mir zu?

Ich atme tief ein.

Ich bin noch dran, Dad.

Hör zu. Ich weiß nicht, wie ich das sagen soll. Die Ärzte glauben, dass sie nichts mehr für sie tun können. Der Krebs ist zu weit fortgeschritten.

Wie meinst du das?

Die Worte »zu weit fortgeschritten« gefallen mir nicht. Sie lassen mich an ein Schiff denken, verloren auf offener See.

Während ich meinem Vater dabei zuhöre, wie er die Details des Krankenbesuchs bei meiner Mutter durchgeht, spult mein Kopf das vergangene Wochenende im Schnelldurchlauf ab, die Szenen blitzen verschwommen nacheinander auf.

Meine Mutter war am Freitag angekommen. Gemeinsam fuhren wir die kurvigen Bergstraßen entlang. Vermont wirkte auf uns beide wie ein fremdes Land, die Herbstbäume wie lodernde Flammen – Orange und Gold und tiefes Rot. Zwischen

uns herrschte ein merkwürdiges Schweigen, eine Distanz, die noch nie zuvor dagewesen war.

Die vergangenen Monate am College waren die bisher längste Zeit gewesen, die wir voneinander getrennt verbracht hatten.

Meine Mutter gab sich alle Mühe, diese neue Distanz zu überbrücken. Sie tat fröhlicher, und auch ich versuchte, sie zu überwinden, indem ich meiner Mutter von meinen Seminaren erzählte und von meiner Mitbewohnerin, Christine. An jenem Abend gingen wir in der Stadt bei einem Italiener essen. Meine Mutter bestellte zwei Gläser Wein, von denen eines für mich war. In dem Restaurant saßen noch zwei oder drei andere Studenten mit ihren Eltern, und völlig grundlos war mir die Situation für uns alle peinlich.

Am Samstag spazierten wir über den Campus. Die weißen, mit Schindeln bedeckten Häuser auf den geschwungenen grünen Hügeln sahen aus wie auf einer Postkarte von Neuengland. Ich deutete auf meinen Lyrikdozenten, einen alten Hippie mit krausem Bart, und auf den Jungen, in den ich verknallt war, Christopher. Von der Treppe zur Mensa aus beobachteten wir Christopher dabei, wie er ein Bein über sein altes Motorrad schwang und es mit einem Tritt auf die Zündung zum Leben erweckte.

Er hat eine Freundin, sagte ich zu meiner Mom.

Natürlich hat er das, sagte sie. Ich beobachtete sie dabei, wie sie ihn ansah, und mir wurde klar, dass sie Jungs wie ihn kannte.

Am Nachmittag gingen wir einkaufen, und meine Mutter spendierte mir ein T-Shirt und Wanderstiefel. In den folgenden Monaten werde ich mich an dieses T-Shirt klammern, als wäre meine Mutter mir an diesem Wochenende wichtig gewesen, als wäre ich für ihren Besuch tatsächlich dankbar gewesen. Als hätte ich mir nicht gewünscht, dass sie schon wieder weg wäre und ich in mein Leben zurückkehren könnte.

Im Laufe des Wochenendes ließ meine Mutter mich zu sehr gewähren. Sie ließ zu, dass ich sie ignorierte, dass ich in ihrem Mietwagen Zigaretten rauchte, und lud am zweiten Abend sogar meine Freunde mit zum Abendessen ein. Verzweifelt schien sie alles dafür zu tun, dass ich sie an mich heranließ.

Doch ich hatte gerade erst entdeckt, wie ich ohne sie sein konnte. Warum sollte ich sie jetzt wieder an mich heranlassen?

Am Sonntag sah ich sie wegfahren, ich biss mir auf die Lippe, so stark, dass ich Blut auf meiner Zunge schmeckte.

Das war vor zwei Tagen.

Ich lenke meine Aufmerksamkeit wieder auf das, was mein Vater am Telefon sagt. Irgendetwas mit Hospiz.

Halt, stopp, sage ich. Was?

Sie ist heute Morgen im Badezimmer zusammengebrochen, Sweetie. Ich konnte nichts für sie tun.

Ich stelle mir meine Mutter in einem ihrer langen Yves-Saint-Laurent-Nachthemden in ihrem Schlafzimmer in Atlanta vor. Stelle mir meinen ältlichen Vater vor, der ihr zurück ins Bett hilft.

Aber sie war gerade erst hier, sage ich.

Ich weiß, Sweetie, ich weiß.

Monate später, als meine Mutter schon nicht mehr bei uns ist, wird mein Vater mir sagen, er glaube, sie habe ihre letzte Kraft gebündelt, um mich zu besuchen. Dass sie endlich loslassen konnte, nachdem sie gesehen hatte, dass ich mich sicher in meinem neuen Leben eingerichtet hatte. Als er das sagt, wünsche ich mir, damals mehr wie ein nervliches Wrack gewirkt zu haben.

Die Ärzte haben Hospizpflege empfohlen, sagt er.

Was ist das?

Einen Moment lang schweigt mein Vater.

Das bedeutet, dass man nach Hause kommt, um zu sterben, sagt er schließlich.

An dieser Stelle wird alles sehr still. Im Gemeinschaftsraum lacht jemand. Der Fernseher ist an, ich höre Gläser, die aneinanderklirren. Ich kratze an einem Flugblatt herum, das an der Wand klebt, ziehe an einer Ecke, bis es abreißt, sehe, wie es zu Boden segelt.

In dieser Woche ruft mein Vater noch einige Male an. Beim ersten Mal sagt er mir, dass Mom zu Hause ist und sie eine Pflegeschwester haben. Beim zweiten Mal sagt er, dass sie sich besser fühlt und ich mir keine Sorgen machen soll. Fürs Erste soll ich an der Uni bleiben.

Kann ich mit Mom reden?

Jetzt nicht, Sweetie. Sie schläft.

Bei beiden Anrufen schläft sie gerade.

Am nächsten Wochenende fahren Christine und ich mit zwei Jungs aus unserem Wohnheim nach New York. Sie heißen beide Dave. Einer von ihnen hat einen reichen Vater und fährt einen schicken roten Jeep. Ich halte mich oben am Überrollbügel fest, während er durch Manhattan kurvt. Der andere Dave ist Anarchist. Er sagt Sachen wie: »Scheiß auf den Boss«, und ich nicke unschlüssig mit dem Kopf, weil ich mich nicht traue, ihm zuzustimmen, und noch weniger, ihm zu widersprechen.

An dem Abend nimmt Dave mit dem reichen Vater uns mit in eine Jazz-Bar im Village. Sie ist winzig und verraucht, und wir quetschen uns alle zusammen in eine Ecke. Ich habe solche Dinge noch nie gemacht – in einer Bar sitzen, bei Nacht durch eine Großstadt streifen. Ich fühle mich gleichzeitig aufgekratzt und verängstigt.

Plötzlich lehnt sich der reiche Dave nach vorne und flüstert uns aufgeregt etwas zu.

Ach du Scheiße. Das ist Cecil Taylor.

Ich werfe einen Blick durch den Raum und sehe einen alten farbigen Mann, der zum Rhythmus der Musik mit dem Fuß auftippt. An jenem Abend wird mein Blick wieder und wieder zu dem legendären Jazz-Pianisten wandern, ich werde seine gebrechliche Statur mustern und seine runzeligen Hände. Obwohl wir uns im selben Raum befinden, fühlt es sich so an, als säßen wir in verschiedenen Universen.

Später schlagen wir in der Wohnung irgendeines Bekannten am Stadtrand auf, und ich ende in einem Bett mit Anarchisten-Dave. Er küsst mich und fummelt unter meinem T-Shirt rum. Er flüstert mir ins Ohr, dass eine Hand die andere wäscht, aber ich verziehe innerlich nur das Gesicht, drehe ihm den Rücken zu und schlafe zu seinem unzufriedenen Schnauben ein. Ich schwöre mir, dass ich nach heute Abend erst mal nichts mehr mit Jungs anfange. Anarchisten-Dave ist der sechste oder siebte Typ, mit dem ich in den letzten Monaten rumgemacht habe, und nie ist etwas Gutes dabei rausgekommen.

Als ich am Sonntagabend zu Hause anrufe, reicht mein Dad den Hörer endlich an meine Mom weiter.

Ihre Stimme klingt heiser. Sie sagt, dass sie im Bett liegt. Ich erzähle ihr von unserem Trip nach New York, und sie erzählt mir, dass sie und ihr erster Ehemann Gene, ein Jazz-Musiker, als sie nach New York gezogen sind, einen Monat lang auf Cecil Taylors Sofa geschlafen haben.

Dass ich die zweite Nacht im Bett mit einem Anarchisten verbracht habe, erzähle ich ihr nicht.

❖

Seit zwei Wochen habe ich kein Päckchen und keinen Brief mehr von meiner Mutter bekommen. In meinen ersten Monaten am College war jedes Mal etwas im Briefkasten, wenn ich nachsah, meine Mutter war bedacht darauf, dass unsere Verbindung nicht abriss. Dass ich so weit weg war, machte sie nervös, auch wenn sie das College mochte, das ich mir ausgesucht hatte.

Das Marlboro-College steht auf einem Berg in Süd-Vermont, weit weg von meiner Heimatstadt Atlanta. Es hat nur etwa 250 Studenten, die meisten davon wollen Schriftsteller oder Künstler oder Musiker werden. Sie haben miserable Eltern, verschiedenste Hintergründe und keine Ahnung, wer sie eigentlich sind.

Ich lebe in einem Studentenwohnheim namens *Howland,* einem eckigen Gebäude mit zwei Etagen, in dem zwanzig Jungen und Mädchen wohnen. Selbst die Badezimmer muss man sich teilen, und so dusche ich nur spät am Abend, husche auf Zehenspitzen durch die Flure und zucke zusammen, wenn das Wasser auf den kalten Plastikvorhang trifft. Christine ist die Einzige, die aus einer nahegelegenen Kleinstadt kommt, die einzige Eingesessene inmitten von reichen Kids aus den wohlhabenden Vororten von Connecticut oder quirligen kalifornischen Pendants.

Ich passe eigentlich ganz gut nach Marlboro. Ich bin ein bisschen merkwürdig und eklektisch, ein typischer übellauniger Vorstadt-Teenager. An meiner Highschool in Atlanta war ich die offizielle Schulpoetin und verbrachte Stunden damit, lange, angsterfüllte Verse über meinen Freund oder den Krebs meiner Mutter zu schreiben. Ich rauche Camel Lights und bin ein bisschen leichtsinnig.

Mit achtzehn bin ich groß und schlank. Meine Garderobe besteht aus einer Sammlung weißer T-Shirts mit V-Ausschnitt, die ich im Kaufhaus in der Männerabteilung besorge.

Ich trage Jeans und Armeestiefel und schwarze BHs, die durch die dünnen weißen Shirts hindurchschimmern. Meine Haare sind mehr als schulterlang und rot gefärbt, damit meine blauen Augen besser zur Geltung kommen. Zwei Wochen bevor das Semester anfängt, lege ich mich bei einem Tätowierer auf die Liege und lasse ihn eine Nadel durch meinen Nasenflügel stechen. Jetzt ziert ein kleiner silberner Stecker das Loch, das er dort geschaffen hat. Ich bilde mir ein, all das würde mir helfen, an der Uni aufzufallen, aber im Grunde füge ich mich genau ins Bild.

Bisher liebe ich es, an der Marlboro zu studieren, weit weg vom Drama meiner Schulfreunde in Atlanta, vom Krebs meiner Mutter und den traurigen Versuchen meines Vaters, unsere kleine Familie zu ernähren. Ich liebe die dunkler werdenden Blätter und den Weg den Berg hinauf zur Bibliothek, wo ich stundenlang Lyrik des 20. Jahrhunderts lese, und obwohl ich mich nach außen hin dafür schäme, liebe ich meinen Tellerwäscherjob abends in der Mensa. Ich liebe die Kameradschaft unter den arbeitenden Studenten, liebe es, wie wütend ich sein kann. Ich versuche, die anderen damit zu beeindrucken, dass ich bei der Arbeit Bier trinke und die Dosen mit meinem Stiefel platttrete, bevor ich sie in den Müll werfe.

Aber im Grunde mache ich niemandem etwas vor.

Eine weitere Woche vergeht. Jeden Tag ruft mein Vater an, um mich über den Zustand meiner Mutter auf dem Laufenden zu halten.

Soll ich nach Hause kommen?, frage ich ihn jedes Mal.

Noch nicht, Sweetie. Deine Mom und ich haben darüber gesprochen. Wir möchten, dass du noch an der Uni bleibst.

Ich nicke und versuche, das Gefühl des Zweifels zu ignorieren, das sich in meinem Magen ausbreitet.

An der Uni geht alles seinen Gang, montagmorgens komme ich ständig zu spät zu meinem Lyrikkurs, nach dem Abendessen trete ich in der Mensa Bierdosen platt, und am Abend trinke ich im Gemeinschaftsraum Whiskey mit jedem, der gerade da ist. Langsam wird es kälter, und die Blätter fallen, sie fegen in großen Böen über den Campus.

Ich versuche, mich auf meine Seminare zu konzentrieren, aber leicht ist es nicht. Eine Hausarbeit für meinen kulturwissenschaftlichen Kurs bereitet mir Schwierigkeiten. Ich bekomme die Seiten einfach nicht voll, schaffe es nicht, sinnvolle Sätze zu konstruieren, um meine These zu stützen. Ich schreibe im Kreis herum, ohne etwas zu sagen. Eines Abends mache ich mich schließlich auf den Weg zu dem kleinen Gebäude, in dem die Tutoren arbeiten. Oben angekommen trage ich auf einem Klemmbrett meinen Namen in Druckbuchstaben in die Zeile für den letztmöglichen Termin ein: 23:00 Uhr.

Ich gehe zurück zu meinem Zimmer, zu einem Zettel an der Tür, auf dem steht, dass mein Vater angerufen hat. Unten in der Telefonkabine klingt seine Stimme resigniert.

Es geht ihr einfach nicht besser, sagt mein Vater. Die Ärzte hier meinen, sie hätten alles, was möglich ist, versucht.

Ein Moment Stille. Plötzlich hasse ich diese Kabine, hasse den kleinen Metallhocker, auf dem ich sitze, das blöde Poster an der Wand, an dem ich dauernd herumzupfe.

Mein Vater redet weiter: Aber ich habe ein Krankenhaus in Washington gefunden, in dem es einen Arzt gibt, der sie operieren würde. Es ist einen Versuch wert.

Ich höre zu, sage nichts. Ich weiß nicht, was ich noch glauben soll. Seit fünf Jahren ist meine Mutter krank. Seit ihrer ersten Darmkrebsdiagnose, als ich vierzehn war, war unser Leben eine Achterbahnfahrt voller Operationen, Chemothe-

rapien und mühevoll recherchierter alternativer Behandlungsmethoden.

Ich habe dein Ticket für Thanksgiving nächste Woche nach Washington umgebucht, sagt mein Vater.

Ich höre noch eine Weile zu, die Stimme meines Vaters rollt in Wellen heran und zieht sich wieder zurück. Ich fühle mich, als hätte man mich hier aufgespießt wie ein Insekt.

Irgendwann sehe ich auf die Uhr. Es ist fast elf. Ich suche meine Bücher zusammen und mache mich wieder auf den Weg zum Schreibzentrum. Ein einziges Licht brennt noch in einem der oberen Räume. Die Treppe knarzt, als ich hinaufgehe.

Der Tutor ist ein Student im letzten Jahr und heißt Deni. Er kommt aus Französisch-Kanada. Ich sage seinen Namen ein paarmal vor mich hin, und er sieht mich fragend an.

Wir haben noch nie miteinander gesprochen, aber ich habe ihn im Speisesaal gesehen, mir ist seine Größe aufgefallen, sein kantiger Kiefer, seine blauen Augen. Er sieht gut aus, scheint es jedoch nicht zu wissen. Er trägt einen alten Mantel, der an den Ellenbogen schon dünn wird. Irgendetwas hat dieser Mantel an sich. Das ist nicht so ein Mantel, wie ihn sich die reichen Kids im Secondhand-Laden kaufen. Der Mantel ist echt: Er ist das Beste, was er sich leisten kann.

Ich setze mich ihm gegenüber hin und schiebe meine Hausarbeit über den Tisch. Ich schäme mich. Ich weiß, dass sie schlecht geschrieben ist. Ich weiß, dass er schon den ganzen Abend lang irgendwelche Hausarbeiten gelesen hat und vermutlich einfach nur nach Hause will.

Während er liest, sitze ich still da und starre aus dem Fenster, auf den Schnee und die geparkten Autos. Ich denke an meine Mutter, an unser nächstes Wiedersehen, an ein neues Krankenhaus, an das wir uns wieder gewöhnen werden.

Plötzlich weine ich.

Deni hebt den Blick vom Papier und kneift die Augen zusammen. Er sagt nichts.

Meine Mutter hat Krebs, platze ich heraus. Sie kommt in ein Krankenhaus in Washington. Ich soll an Thanksgiving da hinkommen, statt nach Hause zu fahren. Mein Vater sagt, dass sie sterben wird.

Ich bin mir meiner Stimme bewusst, jung und heiser. Ich weiß nicht, warum ich ihm all das sage, aber es tut gut, es laut auszusprechen.

Deni legt meine Hausarbeit auf den Tisch. Dort wird sie bleiben, vergessen. Irgendwie werde ich sie in der nächsten Woche fertigschreiben und abgeben.

Mein Vater hat sich vor einem Jahr das Leben genommen, antwortet er.

Er sagt es einfach. Nicht ohne Emotion, einfach als könne er es nicht ertragen, dass ich weiterspreche, ohne es zu wissen.

Der Satz hängt dort zwischen uns in der Luft. Sie ist aufgeladen. Es fühlt sich an, als würden wir uns berühren, obwohl es nicht so ist.

Deni sagt es noch einmal: Mein Vater hat sich umgebracht.

Danach breitet sich unser Gespräch wie Rauch aus. Die nächsten Stunden sitzen wir an diesem Tisch, lange nachdem das Zentrum geschlossen hat, reden, lehnen uns auf unseren Stühlen nach vorne. Deni erzählt mir von seinem Vater. Ich erzähle ihm von meiner Mutter. Manchmal sind wir schüchtern, unsere Blicke weichen in die Ecken des Raumes aus. Dann wiederum sind wir schamlos, und der Raum lädt sich mit dieser merkwürdigen Energie auf, die wir erschaffen haben.

Heute hat mein Vater Geburtstag, sagt Deni. Genau jetzt, an

diesem Abend. Das sagt er mir um Mitternacht, und dann beobachten wir zusammen, wie der große Zeiger auf der alten Uhr an der Wand in einen neuen Tag wandert, mit einem hörbaren Klick.

Und jetzt habe ich Geburtstag, sagt er.

Unsere Geburtstage liegen nur einen Tag auseinander, fährt Deni fort. Als wir in verschiedenen Zeitzonen gewohnt haben, hat mein Vater angerufen, als es bei ihnen elf war und hier zwölf. In dieser einen Stunde hatten wir zusammen Geburtstag.

Ich sitze da wie gelähmt. Mir fällt nichts ein, was ich sagen könnte.

Deni fängt an zu weinen, und ich sehe den Tränen dabei zu, wie sie auf seinen Pulli tropfen. Dieser Junge, der schon fast ein Mann ist und den ich eigentlich gar nicht kenne, fängt vor mir an zu weinen.

Er sagt mir, dass er das alles noch nie jemandem erzählt hat, dass er noch nie um seinen Vater geweint hat, nicht ein einziges Mal in diesem ganzen letzten Jahr.

Ich schweige und staune über diese Macht, die wir besitzen, einen anderen Menschen aufzuschließen.

Wir bleiben die ganze Nacht wach und reden. Irgendwann gehen wir in den leeren Speisesaal. Er steht immer offen, riesige Cornflakesspender und Milch sind den Studenten rund um die Uhr zugänglich. Wir füllen unsere Schüsseln mit Müsli und sitzen einander gegenüber, das Essen vor uns wie ein verspäteter Gedanke.

Deni erzählt mir all die Sachen, die er seinem Vater gerne gesagt hätte. Er warnt mich, dass ich diesen Fehler nicht auch bei meiner Mutter mache.

Du musst ihr all das sagen, jetzt. Vielleicht bekommst du

keine zweite Chance. Deni lehnt sich nach vorne, seine blauen Augen auf mich gerichtet.

Okay, nicke ich.

Und wie ich dort Deni gegenübersitze, glaube ich wirklich, dass ich es tun werde. Ich fühle mich bestärkt und machtvoll. Ich fühle mich wach und lebendig und entschlossener als je zuvor. Vor diesem Abend war der Krebs meiner Mutter für mich einfach etwas, das uns passiert war. Doch Deni hat mir das Gefühl gegeben, dass ich tatsächlich eine Rolle bei dem übernehmen kann, was als Nächstes kommt.

Stunden später, als es schon dämmert, liege ich oben in meinem Hochbett wach und gehe den Abend in Gedanken noch einmal durch. Denis Rat, seine vorsichtigen, eindringlichen Sätze überfluten mich, bis sie mich ganz zudecken und ich vorsichtig durch den Mund einatme.

Was ich jedoch nicht weiß: Egal, was ich in diesem Moment fühle, eigentlich glaube ich nicht, dass meine Mutter sterben wird.

❖

In den folgenden zwei Wochen sind Deni und ich unzertrennlich. Wir haben irgendetwas geöffnet, eine Tür aufgeschlossen, eine Schwelle überschritten. Allerdings gibt es eine innere Grenze, die wir nicht übertreten.

Ich bin fest entschlossen, mich an meinen Keuschheitsschwur zu halten, mit dem ich auf den Ekel nach dem Anarchisten reagiert habe, und setze Deni bei unserem zweiten Treffen am darauffolgenden Tag davon in Kenntnis. Ich bereue diese Entscheidung sofort, da ich eigentlich nichts lieber will, als meinen Kopf an seinem Hals zu vergraben und seine Hände in meinen Haaren zu spüren.

Eines Nachmittags lädt Deni mich ein, mir seine Wohnung in der Stadt anzusehen. Da er schon in seinem letzten Studienjahr ist, wohnt er nicht mehr auf dem Campus. Er fährt ein altes, klappriges Auto und holt mich am späten Morgen ab.

Die Fahrt nach Battleboro, der Stadt am Fuße des Berges, besteht aus zwanzig Minuten voller Haarnadelkurven und vereinzelten Holzfällertrucks, die einen noch langsamer machen. Entspannt plaudern wir nebeneinander auf den Sitzen. Das Eingeschlossensein auf so engem Raum ist für uns eine ungewohnt neue Art von Intimität.

Deni wohnt in einem hohen Gebäude im Stadtzentrum. Mit meinen achtzehn Jahren kenne ich nicht viele Leute, die in solchen Wohnkomplexen leben. Denis Einzimmerwohnung besteht aus einem einzigen großen Raum, in dem das Doppelbett den Mittelpunkt bildet. Wir stehen da, verunsichert, und ich überlege fieberhaft, was ich sagen könnte, doch mein Blick wandert immer nur auf die Muskeln in Denis Nacken, seinen Unterkiefer, auf seine Haare, die sich hinter den Ohren etwas kräuseln. Seine Augen sind traurig, seine Lippen voll.

Lass uns spazierengehen, sagt er.

Wir gehen die Hauptstraße hinunter und huschen in den einzigen Buchladen der Stadt, in dem sowohl neue als auch gebrauchte Bücher verkauft werden. Ich fahre mit dem Finger über die Titel der Bücher, verweile hier und da, überlege, welches Buch ich hervorziehen sollte, um ihn zu beeindrucken.

Deni dagegen zieht, ohne zu zögern, ein Buch nach dem nächsten aus den Regalen, und ich mache eine Liste in einem kleinen Notizbuch, das ich immer mit mir herumschleppe. Deni ist Schriftsteller. Er ist fast mit seinem ersten Roman fertig. Er hat schon dutzende Kurzgeschichten geschrieben. Er ist überaus pingelig, was seine Geschichten angeht, durchkämmt die

Worte wie ein Chirurg, der Angst hat, aus Versehen ein Instrument im Körper des Patienten zu vergessen.

E. Annie Proulx. Er sagt den Namen in dem gleichen ernsten Tonfall, mit dem er über meine Mutter gesprochen hat. Jahre später lese ich eine Rezension über Denis Erstlingsroman, in dem man ihn mit Proulx vergleicht und ihm so unabsichtlich das größte Kompliment macht, das er sich hätte wünschen können.

Meine Mutter wird zur lautlosen Anstandsdame dieser Nachmittage mit Deni, ihr bedrohtes Leben zur Rechtfertigung, Zeit miteinander zu verbringen. Sie ist das Thema, zu dem wir zurückkehren, wenn die sexuelle Spannung zwischen uns steigt. In einem Café legt Deni mir eine Hand in den Nacken, und wir beide erstarren. Er nimmt sie weg. Wir atmen auf.

Wann fährst du nach Washington?, fragt er.

Nach dem Café gehen wir in einen Laden namens Price Chopper. Deni legt Brot von gestern in den Korb und verbeulte Suppendosen. In so einem Supermarkt bin ich noch nie gewesen. Mir dämmert, dass es niemanden gibt, der Denis Miete bezahlt, dass er keine Kreditkarte hat, mit der er Lebensmittel kaufen kann, wie mein Vater sie mir in die Hand gedrückt hat.

Wir gehen am Fluss entlang und wechseln uns beim Tragen der Tüte ab. Wir achten darauf, dass sich unsere Hände nicht berühren, wenn wir tauschen. Unter einer Brücke bleiben wir stehen, setzen uns nebeneinander auf einen Betonklotz.

Was willst du mit deinem Leben anfangen?

Ich will Schriftsteller werden, sagt er.

Du bist schon Schriftsteller.

Noch nicht, entgegnet er.

Deni fragt nicht, was ich mit meinem Leben machen möchte. Ich will das Gleiche wie er, doch das sage ich ihm nicht.

Zurück in seiner Wohnung essen wir Suppe mit Brot, wir sitzen auf zwei Obstkisten. Als es für mich Zeit wird zu gehen, stehen wir zusammen an der Tür. Eine Freundin von der Uni fährt mich zurück den Berg hoch, und sie wartet unten.

Vorsichtig machen Deni und ich einen Schritt aufeinander zu, und mit einer einzigen leichten Bewegung falte ich mich in seine Arme. Er ist so groß und breit und warm. Ich will in ihn hineinkriechen und dort schlafen. Lange Zeit stehen wir so aneinandergepresst. Ich vergrabe mein Gesicht, atme ihn ein, meine Lippen an seinem Hals.

Ich küsse ihn dorthin, ich kann nicht anders.

Er zieht den Kopf ein wenig zurück. Ich weiß, dass er auf die Erlaubnis wartet, mich küssen zu dürfen.

Doch ich schiebe ihn sanft von mir weg und gehe durch die Tür.

Am nächsten Tag fahre ich nach Washington.

❖

Am ersten Abend im Krankenhaus brennen Denis Worte noch immer in mir. Ich sitze am Bett meiner Mutter. Seit ihrem Besuch an der Uni habe ich sie nicht mehr gesehen. Sie sieht schlimmer aus denn je.

Früher war meine Mutter eine sehr schöne Frau, stattlich, mit einer perfekten weißblonden Mähne, die auf ihre Schultern fiel. Noch mit über fünfzig drehten sich die Männer nach ihr um. Doch nun ist ihre Haut grau, ihre Wangen sind eingefallen, Schläuche schlängeln sich aus ihrer Nase und verschwinden unter der Decke. Die Haut hängt ihr von den Armen wie alte Handtücher von der Wäscheleine.

Vor etwas mehr als einer Woche wurde sie operiert. Der Arzt

hat ihren Dickdarm komplett entfernt und einen künstlichen Darmausgang in ihrem Bauch gelegt, damit ihre Ausscheidungen den Körper auf diese Weise verlassen können.

Der Kolostomiebeutel hängt seitlich am Bett. Ich achte darauf, nicht mit dem Fuß dagegenzukommen.

Meine Mutter hebt den Arm und fasst sich ins Haar.

Du hast sie abgeschnitten, sage ich.

Sie nickt und betastet ihre kurzen Haare. Sieht es schlimm aus?, fragt sie. Sie lallt, als wäre sie betrunken.

Nein, nur anders, sage ich.

Ihre Hand sinkt wieder auf die Decke, sie schließt die Augen.

Mit einem stechenden Schmerz wird mir bewusst, dass ich sie vermisse.

Als ich auf die Welt kam, war meine Mutter vierzig. Mit Ende dreißig lernte sie meinen Vater kennen, da war sie bereits zweimal verheiratet gewesen, hatte jedoch keine Kinder. Schon mit achtzehn wusste ich, dass sie all ihre Kraft darauf verwandt hatte, mich großzuziehen, so als könne sie ihre Fehler der Vergangenheit wiedergutmachen, indem sie mir so viel von sich gab.

Mom, ich muss dir ein paar Dinge sagen.

Sie öffnet die Augen und erwidert lange meinen Blick.

Wir haben nie darüber geredet. Wie es wäre, wenn sie sterben würde. Sie ist seit vier Jahren krank, und wir haben noch nie darüber geredet. Ich weiß nicht, wo ich anfangen soll.

Mom, sage ich, ich will nur, dass du weißt … Ich fange an, doch ich kann den Satz nicht beenden.

Was will ich sie wissen lassen? Denis Worte geistern mir durch den Kopf, doch es sind seine, nicht meine.

Ich werde nie aufhören, Mom. Das sage ich schließlich, und wie kleine Sterne blitzen Tränen in meinen Augenwinkeln auf.

Ich weiß nicht genau, was ich damit sagen will, doch ich will,

dass sie weiß, dass dieser Wille zu leben, den ich habe – dass er nicht weggehen wird, dass ich nicht zulassen werde, dass er von irgendetwas besiegt wird. Ich starre auf die Metallkette hinter ihrem Bett, mit der man das Licht anknipst.

Ich kann sie nicht ansehen.

Sie nickt mir zu, ihre Augen glänzen schmerzerfüllt. Ich weiß, sagt sie.

Ich plappere noch ein wenig weiter, und als sie weiß, dass ich fertig bin, schließt sie die Augen und sinkt wieder ins Kissen.

Ich sitze da und warte, atme durch den Mund, als wäre ich aus der Puste.

Endlich öffnet sie die Augen.

Claire.

Ich glaube, dass sie mich trösten will, doch das ist es nicht, was als Nächstes kommt.

Kannst du mir mit der Bettpfanne helfen? Sie deutet auf eine kleine Plastikwanne auf dem Nachttisch.

Ich werde blass, nicke jedoch.

Es ist unangenehm, zu versuchen, ihr zu helfen. Sie zieht die Decke weg und hebt den Hintern, damit ich die Pfanne darunterschieben kann. Ich weiß nicht, ob ich es richtig gemacht habe, doch sie entspannt trotzdem die Muskeln, und ich höre, wie der Urin aufs Plastik trifft.

Sie stöhnt, während sie pinkelt, und das Geräusch legt sich über mich wie ein Kälteschauer.

Danach kommen und gehen die Tage. Ich laufe durch die Flure, merke mir den Aufbau des Krankenhauses. Darin bin ich gut. Seit ich vierzehn bin, besuche ich Krankenhäuser. Es gibt einen kalten, welken Garten, in dem ich lange Minuten stehe und Zigarettenwolken in die Luft blase. Mit der Stiefelspitze trete ich gegen einen Blumenkübel aus Beton.

Stundenlang sitze ich in ihrem Zimmer, lehne mich im Stuhl zurück, immer bemüht, nicht an den Kolostomiebeutel zu kommen. Im Fernsehen läuft Tennis. Meine Mutter sieht mit müdem Blick hin, ihr Mund steht offen, ihre Lippen sind trocken und aufgeplatzt. Früher war sie eine fanatische Tennisspielerin. Jeden Sommer wurden ihre Arme muskulöser, und Monat für Monat wurde sie brauner. Abends beschwerte sie sich über ihre Rückhand und ging noch einmal die Details des Spiels an jenem Tag im Country Club durch.

Meine Tante Pam kommt plötzlich herein und reißt mich aus meinem Tagtraum. Sie ist die jüngere Schwester meiner Mutter. Ihre Beziehung ist immer schwierig gewesen, geprägt von Eifersüchteleien, doch für den Moment ist es ihnen offenbar gelungen, all das ruhen zu lassen.

Schwach lächelt meine Mutter ihr zu.

Sally, sagt Pam mit strahlendem Lächeln. Sie behandelt meine Mutter, als wäre alles wie immer, und ich bin einerseits neidisch auf diese Fähigkeit, andererseits ist sie mir zuwider.

Oh, deine Lippen sind ja ganz trocken, Schatz, sagt sie. Da kümmern wir uns mal als Erstes drum.

Pam schnappt sich eine kleine Tube Vaseline und schmiert ein wenig davon auf die aufgesprungenen Lippen meiner Mutter. Meine Mutter reibt Ober- und Unterlippe aufeinander und schafft ein weiteres Lächeln.

Schauen wir uns mal die Füße an, sagt Pam und zieht die Decke weg. Oh, ich wette, da können wir auch was machen.

Sie greift nach einer Flasche Lotion und fängt an, die Füße meiner Mutter sanft zu massieren. Meine Mutter schließt die Augen.

All das beobachte ich schweigend von meinem Stuhl aus. Ich wünschte, ich könnte diese Dinge für sie tun, aber das kann ich

nicht. In Wahrheit ekelt mich der Körper meiner Mutter an. In Wahrheit habe ich eine Höllenangst davor.

Ich werde den Gedanken nicht los, dass meine Mutter innerlich verfault, wie ein Stück Obst, mit Wunden und Schwellungen hier und da. Ich habe Angst davor, sie zu berühren. Ich vermisse ihre Schönheit, vermisse ihre gebräunte, sportliche Statur. Ich kann die Nähte nicht mehr ertragen und auch nicht den Kolostomiebeutel. Ich mag weder ihre trockenen Lippen noch ihre schuppigen Füße. Dieses Wesen ist nicht meine Mutter.

Später kommt eine Krankenschwester, um sie zu waschen. Sie hilft meiner Mutter aus dem Bett, legt ein Handtuch auf den Boden, damit sie darauf stehen kann. Die Schwester löst die Knoten am Krankenhauskittel und wirft ihn in eine Ecke.

Meine Mutter ist nackt, steht gebückt, ihre Haut hängt schlaff an ihr herunter. Ich kann die Knochen ihrer Wirbelsäule sehen, die sich ihren Rücken hinunter abzeichnen. Die Schwester wischt mit einem Schwamm darüber. Auf meinem Stuhl ziehe ich die Knie noch enger an meine Brust.

Die Krankenschwester reicht meiner Mutter einen warmen, nassen Waschlappen, und sie legt ihn sich zwischen die Beine. Sie sieht zu mir rüber.

Hier leben wir, Claire.

Ich weiß nicht, was sie damit meint. Ich sitze stocksteif da und gebe mir alle Mühe, mir einzureden, dass das alles nicht passiert.

Ich will nach Hause, doch in diesem Augenblick weiß ich nicht mehr, wo das ist.

Ich will meine Mutter zurück, aber ich weiß, dass sie schon nicht mehr da ist.

Ich will mich an nichts davon erinnern, doch ich weiß, dass ich es tun werde.

Am nächsten Tag geselle ich mich mit meinem Vater zu ein paar anderen Familien, die in einem fensterlosen Konferenzraum nahe der Krebsstation ein Thanksgiving-Dinner veranstalten. Ich stochere in dem Truthahnstück auf meinem Pappteller herum und höre den anderen Familien zu, wie sie darüber reden, wie dankbar sie sind, dass ihre geliebten Menschen noch leben.

Ich bin dankbar für die Ärzte hier, sagt jemand.

Ich bin dankbar, dass mein Vater zwei Jahre nach seiner Diagnose noch immer am Leben ist, sagt jemand anderes.

Alle nicken einander mit Tränen in den Augen zu.

Jemand schlägt vor, dass wir uns bei den Händen nehmen, um ein Gebet zu sprechen.

So ein Scheiß, denke ich.

Ich will schreien. Ich bin für nichts dankbar. Nicht für dieses erbärmliche Essen, nicht für den Kolostomiebeutel meiner Mutter oder ihre verbesserte Prognose. Nicht für Pams mitleidige Blicke oder die Hand meines Vaters auf meiner Schulter. Scheiß auf das alles.

Abrupt schiebe ich den Stuhl vom Tisch weg und stürme hinaus. Ich stelle mir vor, wie alle am Tisch wissende Blicke austauschen. Sie ist ein Teenager, werden sie sagen.

Armes Ding.

Die können mich mal.

Die können mich alle mal.

Plötzlich hasse ich alles: mich selbst, meinen Vater, die Ärzte,

das Krankenhaus und diese ganzen Familien am Thanksgiving-Dinner-Tisch. Ich presse die Fingernägel in meine Handflächen, bis sich hellrote Halbmonde bilden.

In einem leeren Flur finde ich ein öffentliches Telefon und wähle die Nummer von Deni.

Beim zweiten Klingeln hebt er ab.

Hi, sage ich.

Hi, sagt er.

Er klingt erleichtert, aufgeregt, weil ich mich melde.

Das hier ist schwer, sage ich.

Ich weiß, sagt er.

Dann schweigen wir ein bisschen. Alles, woran ich denken kann, ist die Frage, wie es wäre, ihn zu küssen.

Wir sehen uns in ein paar Tagen, sagt er.

Ja, Sonntag.

Ich lege auf und stehe kurz da, die Hand noch immer auf dem warmen Hörer. Ich stelle mir vor, dass Deni das Gleiche tut.

Als ich wieder bei den anderen auftauche, kann Pam mich gar nicht schnell genug daran erinnern, dass wir dankbar sein sollten, überhaupt Thanksgiving feiern zu können. Ich hasse sie.

Später versuche ich meiner Mutter davon zu erzählen. Ich konnte ihr immer alles sagen, sogar die ganz schlimmen Sachen, zum Beispiel mit sechzehn, als ich dachte, ich wäre schwanger. Jetzt erinnere ich sie an die Thanksgiving-Feiern bei uns zu Hause, an die witzigen Festessen, die sie uns bereitet hat.

Erinnerst du dich noch an das Jahr, wo du Wunderkerzen für den Unabhängigkeitstag in den Truthahn gesteckt hast?

Sie starrt mich an. Ihre Augen sind leer, doch dann deutet sich der Hauch eines Lächelns in ihren Mundwinkeln an.

Ich will, dass alles wieder so ist wie früher, sage ich.

Das Lächeln verschwindet. Ihre Augen füllen sich mit Tränen.

mosaik

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Claire Bidwell Smith

Ich ohne euch

Wie ich meine Eltern verlor und mich selbst fand

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 384 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-442-39268-1

Mosaik Verlag

Erscheinungstermin: April 2015

Die ergreifende Erzählung einer jungen Frau, die durch die Trauer zum Leben findet: Claire Bidwell Smith verliert beide Eltern an den Krebs – die Mutter mit 18, den Vater mit 25. Als sie sich unausweichlich auf den Verlust zubewegt, stürzt sie sich in alles, was von dieser Last ablenkt: Männer, Alkohol, Reisen und die Anonymität von Großstädten. Doch am Ende erkennt sie, dass sie vor der Trauer nicht fliehen kann. Claires Geschichte ist weniger tragischer Schicksalsbericht als vielmehr eine bemerkenswerte Lektion darüber, wie man mit einem der größten Schicksalsschläge des Lebens fertig wird. „Ich ohne euch" ist mitreißend, aufwühlend, lebensbejahend, poetisch, voller Liebe und Abenteuer.